

Neue Regierung — Neue Politik?

Für oder gegen Versailles, das bleibt die Frage
Von Werner Beringer

Im Verlauf der letzten Wochen tauchten an wichtigen Punkten Europas neue Gesichter in den Kabinetten auf. Neue Männer sehen wir in Portugal, in Südbulgien, in Belgien, in Frankreich an der Spitze der Landesleitung, und von einem erneuerten Gesicht mindestens könnte man bei der britischen Regierung sprechen. Für manche Ohren klingt diese letzte Bemerkung zwar etwas befremdend. Aber zwischen einem kranken und einem gesunden Menschen besteht doch wahrlich ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht, wie zwischen zwei Welten. Der Mann der Londoner Regierung, der eigentlich der führende Kopf sein sollte, also Macdonald, war seit langem so krank und so verbraucht, daß sogar in der in solchen Dingen besonders tafellosen englischen Öffentlichkeit darüber gesprochen wurde. Mehr. Man rechnete mit diesem Zustand des Ministerpräsidenten wie mit einer politischen Zahl. Inzwischen reiste Macdonald nach Kanada, trennte sich also von seiner großbritannischen Umgebung und genoss zugleich die Vorzüge für Körper und Geist, die mit einer Seereise wie mit keinem anderen Erlebnis, das dem Menschen zugänglich ist, verbunden sind. Die englische Öffentlichkeit rühmt seine braune Farbe, die Freunde Macdonalds sind begeistert über seine geistige Frische, und wir anderen können ja als Augenzeugen, das heißt nach der Wochenchau der Kintheater, bekunden, daß Macdonald den Eindruck eines... hien Mannes macht.

Trifft der Augenschein die Wahrheit, dann wäre das eine neue und eine bessere Zahl, mit der man in der europäischen Politik rechnen müßte. London, Großbritannien, bleibt doch im Guten wie im Bösen die eigentliche Antriebskraft der europäischen und der Weltpolitik. Es ist mit uns allen im Verlauf der letzten Monate außenpolitisch und deshalb auch außenwirtschaftlich so mächtig gegangen, weil die Kraft Großbritanniens eben nicht trieb, sondern eher bremste, beinahe völlig still stand. Leute in England, die das merken, sprechen schon wieder von einem Zurückziehen Großbritanniens auf sich selbst, ohne allerdings das Schlagwort von der „splendid isolation“ zu gebrauchen. Das Eigenschaftswort „splendid“, glänzend, liegen sie weg. Was übrig blieb, nutzten sie als Blüte, um daraus Honig zu saugen, werden aber nun wohl erkannt haben, daß dabei auch für den laugträchtigsten Küffel keine Spur einer Labe zu holen war.

Kann denn nun England die Politik eines außenpolitischen Bürokratismus, wie sie bisher der Außenminister Simon getrieben hat, durch eine Politik der außenpolitischen Gedankenlosigkeit und Fruchtbarkeit ablösen? Es kann nicht nur, es müßte sogar. Und es bietet sich für London dafür eine außergewöhnliche Gelegenheit, weil sich die Gesichter der Regierung zu Paris nicht nur erneuert haben, sondern an wichtigen Stellen neue geworden sind. Die französische Öffentlichkeit will das allerdings nicht wahrhaben. Was heißt die französische Öffentlichkeit? Sehen wir sie uns genauer an, dann hören wir auf die französische Rüstungs- und Presse. Laval, der neue französische Außenminister, steht ihr nicht ganz fern, dient ihr aber auch wiederum nicht so er-

Sehnsucht

Von Friedrich Schiller

Ah, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Rebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ah, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin,
Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruch,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen
Wintend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden seines Winters Raub.
Ah wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenchein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stornes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.
Einen Rauchen seh' ich schweben,
Aber, ach der Höhnmann fehlt!
Früh hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind befeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wanderland.

Fldg.

geben und so selbstlos, wie das für Barthou eine Selbstverständlichkeit war. Und dann haben sich auch die Zeiten in Frankreich geändert. Die große Hochachtung des französischen Volkes für den Präsidenten Doumergue ist gewiß unverändert geblieben. Wo er sich in der Öffentlichkeit zeigt, drückt ihm die Summierung der Bevölkerung Vertrauen und Ermunterung aus. Das gilt seiner Person, aber nicht unbedingt seiner Außenpolitik. Auch in Frankreich wächst ständlich die Ueberzeugung, daß man unendlich auf die Dauer ohne Nachteil, ohne Schaden im Angesicht der ganzen Welt die ausgestreckte Friedenshand des Deutschen Reiches verschmähen darf. Schließlich gehören auch die Franzosen zu den Völkern, die von ihren Politikern verlangen, daß von ihnen nicht immer mit dem Schließen gedroht wird, wenn sich ihnen Verhandlungsmöglichkeiten bieten. Die französische Regierung kann heute nicht mehr annehmen, daß sie die innerpolitischen Schwierigkeiten durch außenpolitische Ablenkungsversuche auch nur noch zeitlich zu überbrücken vermag. Für eine derartige Abhilfe haben die vielversprechenden Wege Barthous ihre Schuldbiligkeit getan. Aber genau bescheiden ist auch er am Ende seiner Möglichkeiten gewesen, als er die Reise des Königs Alexander einleitete und eine Kom- rade in Aussicht stellte, Pläne, von denen er selbst nicht mehr sagen konnte, ob sie die gewünschte Befestigung von Versailles ergeben würden.

Rundfunk

Mittwoch, 7. November:

- 10.15 Schulfunk — Stufe 2: „Ein Volk bricht auf“
- 11.30 Aus Frankfurt: Sozialdienst für die Saar
- 12.00 Nach Frankfurt: Vromenabelkonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: „Ueber allerlei Handwerksleut!“
- 15.15 Tante Käse erzählt
- 15.30 Blumenstunde
- 15.45 Tierstunde
- 16.00 Aus Mannheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Lernt morjen!
- 18.15 „Welche Fragen hat der Berufsberater immer wieder zu beantworten?“
- 18.30 „Für den Feiertag“
- 19.00 „Mit dem Speiß der sieben Schwaben...“
- 20.10 Nach Frankfurt: Unsere Saar — Den Weg frei zur Selbständigkeit
- 20.35 Stunde der jungen Nation: „Nationalsozialismus“
- 21.00 Orchesterkonzert
- 22.30 „Es war einmal...“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Betteffen um die Braut

In einem effährlichen Ort veranstalteten kürzlich 21 Burshen ein Frohschnecken-Betteffen um das schönste Mädchen des Orts. Der Sieger sollte sie freien. Nach den notwendigen Vorbereitungen ging die Konkurrenz los, und der Sieger brachte es dabei auf 265 Schenkel. Er schlug damit alle anderen Teilnehmer sicher aus dem Felde. Als der Preisgekrönte nun bei dem anschließenden Tanzvergnügen sein erworbenes Recht beanspruchen wollte, waren die Befehagungen damit nicht einverstanden und es kam zu einer regelrechten Kellerei, als deren Opfer drei Schwerverletzte in das nächste Krankenhaus eingeliefert wurden.

Vom Kavallerie-Leutnant zum Wüstenkuli . . .

Regionär 588 enthält . . .

Wahrheitsgetreuer Lebensbericht über die Tragödie eines nordischen Offiziers

Von Adalbert Schädling

„Marokko ist bezwungen — der Feind liegt auf dem Boden — es herrscht endlich Ruhe im Lande!“ ist Frankreichs neue Parole, die von der ihm freundlichen Presse der ganzen Welt kritikalos ausposaunt wird. Dadurch soll wieder einmal die „Friedensliebe“ der Großen Nation bewiesen werden. Nun, wir kennen sie, diese „Friedensliebe“. In Wirklichkeit ist an eine Befreiung Marokkos überhaupt nicht zu denken, der Kampf geht weiter! Und die Kosten haben die Fremdenlegionäre zu tragen — jene Unglücklichen, die in leichtsinniger Verblendung den Verlockungen der französischen Werber nicht standhalten vermochten.

Ein dänischer Leutnant schildert sein Schicksal
Geben wir nun das Wort zu einem wahrheitsgetreuen Bericht dem Fremdenlegionär 588, vorher Kavallerie-Leutnant der königlich dänischen Armee. Heute ist er einfacher Wüstenkuli auf Vorposten in den steinigten Bergen des Atlas:

„Vorweg möchte ich eins sagen: Ich würde dem Himmel ewig dankbar sein, wenn ich von meinen fünf Jahren, die ich mich verpflichtet habe, freikommen könnte. Ueber zwei volle Jahre habe ich hinter mir — die kommenden drei können nur noch furchtbarer, noch entsetzlicher sein. Ich sage das nicht etwa, weil ich ein Feind Frankreichs wäre — das bin ich gar nicht, ich komme aus Dänemark, rechne zu den im Kriege neutral gebliebenen Völkern —, sondern weil ich es einfach nicht mehr aushalten kann! Tag für Tag in der glühenden, sengenden Sonne der Wüste, Tag für Tag im Kampf mit den Arabern und Berbern — das hält kein Europäer auf die Dauer aus. Ich schlage mich heute vor den Kopf und begreife nicht, wie ich hierher kommen konnte. So will ich jetzt meine Geschichte erzählen.“

Glückliche Tage als Offizier

Mein Vater war Pfarrer. Wir lebten in einer kleinen Stadt Jütlands, in der es uns verhältnismäßig gut ging. Meine Mutter besaß ein Haus, das einen großen Obst- und Blumengarten besaß. Auch Vieh hatten wir. Jeden Morgen half ich beim Melken der Kühe, und am Sonntag

nahm mich mein Vater mit in seine Kirche, in der er predigte.

Plötzlich starb er. Eine schwere Lungenentzündung hatte ihn dahingerafft. Ich war damals erst ein Kind von acht Jahren, hing aber sehr an meinem Vater, so daß mich der Verlust schwer traf. Meine Mutter war zuerst fastungslos, und es dauerte Monate, bis sie sich erholte. Heute, da lange, lange Jahre vergangen sind, scheint es mir, als ob damals das Unglück bereits seinen Anfang nahm. Meine Mutter war schwach, verzog mich, ihr einziges Kind, mehr als zuträglich war. Damals paßte es mir schon, aber später habe ich eingesehen, wie verkehrt sie handelte.

Die Schuljahre gingen dahin. Ich machte das Abiturium und kam als Eleve auf die königliche Heereschule. Meine Mutter war ursprünglich dagegen, aber mit der Zeit gab sie ihren Widerstand auf. Auf der Schule entwickelte ich mich gut, wurde befördert und schließlich 1932 zum Leutnant der Kavallerie ernannt. Jetzt schien alles gut.

Das Unheil zieht am Horizont heran

Selbstverständlich verdiente ich als Leutnant nicht übermäßig viel, aber meine Mutter, die immer noch die Pension meines verstorbenen Vaters bekam, schickte mir jeden Monat Geld. Ich lernte Freunde kennen, machte Bekanntschaften und wurde mit der Zeit bekannt in jener Welt, von der man behauptet, daß sie sich nicht langweilt. Der Dienst war zwar nicht leicht, aber gesund, aufmunternd, körperstärkend, und als ich eines Tages mit meiner Mannschaft auf dem jährlichen Sommer-Manöver auf der Insel Fünen bei einem Großbauern einquartiert wurde, fühlte ich mich wie im Himmel. Licht, Luft, Sonne, herrliche Getreidefelder, im Süden die blaue See des Belts — konnte es etwas Schöneres auf der Welt geben?

In dieser Stimmung lernte ich meine spätere Braut kennen. Sie war die Nichte des Großbauern, schlank, hellblond, mittelgroß, mit einem entzückenden Näschen und einem Temperament, das man bei Däninnen eigentlich nicht vermuten sollte. Aber ich habe schon oft bemerkt, daß sich Ausländer gewöhnlich falsche Vorstellungen von den „kühlen nordischen Blondinen“ machen. Alles, aber auch alles schien strahlend hell für mich — „und der Himmel hängt voller Geigen...“ —, als plötzlich die Katastrophe hereinbrach, und zwar in Gestalt meines Hauptmanns — oder am Ende gar durch mich selbst? Ich weiß es nicht.

Eine sinnlose Tat — Peitschenhiebe

Zu jener Zeit war ich abends viel unterwegs, wurde von alten und neuen Bekannten eingeladen, und es konnte

nicht ausbleiben, daß man so manches Mal „einen über den Durst tran“. Meine Braut warnte, ich zügelte mich auch, aber meine Nerven mußten bereits zerrüttet gewesen sein, sonst hätte ich nicht eine so unsinnige Tat, einen so grundlosen Haß gegen meinen Vorgesetzten entwickeln können. Ich machte meiner Braut Vorwürfe — fand, daß sich der Hauptmann zu stark für sie interessierte, aber sie lachte und meinte, ich sähe Gespenster. Oh, ich wünschte, ich hätte wirklich nur Gespenster gesehen. Statt dessen — eines Abends, als ich in die Laube meines Stammlotals trat, sah ich Karin, meine Braut, hinten am Gartenzaun stehen, während sich der Hauptmann über sie beugte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Es war ein warmer, milder Septemberabend, ich entsinne mich noch genau. Plötzlich schoß eine Wutwelle in mir hoch, ich hörte Karin leise lachen, glaubte, sie mache sich über mich lustig, warf mich auf den Hauptmann, so daß er zu Boden fiel, und schlug besinnungslos mit der Reitpeitsche auf ihn ein.

Kriegsgericht — Degradation!

Viertzig bis fünfzig Menschen sahen dem Vorfall zu. Ich wußte gar nicht, was ich eigentlich tat, und als ich wieder zu mir kam, war es zu spät. Man hatte den blutüberströmten Hauptmann bereits davongetragen, und wenige Sekunden später war die Armeegendarmerie zur Stelle. Heute weiß ich, daß ich mich hätte zügeln müssen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, den Hauptmann zur Rede zu stellen. Statt dessen schlug ich in finstlicher Berzuckertheit blindlings darauf los — konnte ich da erwarten, daß man bei solcher Pflichtverletzung Mitleid mit mir zeigen würde? Durfte sich ein Soldat, ein Offizier, zu einer solchen Tat hinreißigen lassen?

Das Urteil war hart, furchtbar hart, aber nicht abzuwenden:

Degradation! Entfernung aus der Armee!

Der Kriegsgerichtsrat schlug die Akten zu. „Nehmen Sie das Urteil an, oder wünschen Sie Bedenken?“

Ich war furchtbar niedergedrückt. Dann sah ich dem Richter in die Augen und sagte: „Ich nehme die Strafe an!“

Einige Sekunden herrschte Stille. Dann trat der diensthabende Gerichtsoffizier auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter. Eine verdächtige Feuchtigkeit lag in seinen Augen — ich wußte, was mir bevorstand. Stumm überreichte ich ihm meinen Degen — rutsch, wurden mir die Achselklappen von meinen Schultern gerissen. Das leberne Roppel sank auf die Erde — und dann war alles vorbei. (Fortsetzung folgt.)

Die Kreuzerfahrten der „Emden“

Von dem Bordtagebuch eines Mitkämpfers

Von Oberleutnantmaat Jagu 1119-Emden

Schluß.

7. Dem Tode entronnen

Es war kein leichtes Werk bei dem Fehlen der oberen Treppen, durch die zerlöchernten Wände hindurchzukriechen. Mehr durchgeschoben als von selbst durchgekommen, stand ich bald auf dem Oberdeck. Zunächst konnte ich garnichts sehen. Ich war vollständig von Rauch umgeben. Als ich ein paar Schritte weiterging, stolperte ich über einen Toten, dann fand ich am Schiffsrand. Ich sah etwa zehn Mann im Wasser herumschwimmen, einer winkte und rief mir etwas zu, und da lag ich auch schon drinnen. Das kalte Wasserbad gab mir meine Kraft wieder und mein volles Augenlicht. Denn von der grellen Tropenhitze war ich vollständig gebendet gewesen.

Ich hatte nun die Wahl, an Bord zurückzukehren oder an Land zu schwimmen. Am Hinterdeck brannte und prasselte es verächtlich, also — an Land schwimmen! Bald hatte mich die Brandung gefaßt, ich wurde zum Spielball der Wellen. Lauter donnerte es, höher scholl die Flut. Ich führte ein Ringen wie noch nie in meinem Leben. Meine Kräfte drohten zu erlahmen, aber der Lebenswille siegte über die Vergesslichkeit. Ich begann zu fühlen, wie meine Muskeln sich wieder spannten, wie der ganze Körper sich mit neuer Kraft füllte. Sicher und selbstbewußt wie noch nie im Leben kämpfte ich mich der nächsten herantretenden Welle entgegen. Ein kurzer Ringkampf, die Welle faßte mich und warf mich mit hohem Schwung der Rüste zu.

Ich kam hinter einem Korallenriff zu liegen. Der Strom konnte mich nicht mehr zurückziehen. Wie ich zugerichtet worden war, sah ich jetzt an den vielen Schrammen und Wunden an meinem Körper. Als ich die braulende See vor mir sah, erschien es mir fast wie ein Wunder, daß die gierige Brandung mich freigegeben hatte. Mit dumpfem Donner schlugen die Wogen an die Rüste. Es war, als ob sie das ganze Eiland verschlingen wollten. Ich sah meine Kameraden mit dem Meer kämpfen, bald wurden sie emporgeschleudert, bald fielen sie n. Der, und immer wieder riß die Flut sie mit Gewalt zurück, nur wenige von ihnen gab die tosende See wieder heraus.

Auf der Insel fanden wir nur hohe Palmengruppen, un-durchdringliches Buschwerk, viele Kasuarier und andere Vögel. Mit großem Geschrei verjagten sie, die Eindringlinge wieder in die Flucht zu schlagen. Freilich wagten sie nicht, uns anzugreifen, und auch unsere Schwerverwundeten ließen sie in Ruhe. Diesen fünf Armen, die trotz ihrer schweren Wunden und hoher Brandung doch noch an Land gekommen waren, galt jetzt unsere Hauptfürsorge. Viel konnten wir ihnen nicht helfen, es mangelte uns ja selbst an allem. Wir trugen sie in den Schatten; denn die Sonne brannte unerträglich heiß auf uns nieder. Einige angelegene Hängematten dienten den Verwundeten als Lagerstätte, und wir selbst hüllten uns in ein paar Decken, denn wir hatten uns, um ungehindert schwimmen zu können, unserer Kleider entledigt. In die Mitte der Decke schlugen wir m. Stein. ein Loch, durch das wir den Kopf hindurchstecken konnten. Um den Kopf wickelten wir uns aus einem alten Matrasenbezug einen Turban, jedoch viele von Bord aus uns für Eingeborene hielten.

Soweit wir uns auf der Insel umsahen, war hier nichts zu holen. Ausgetrocknete Kokosnüsse lagen in Massen herum. Hunger hatten wir nicht, nur der Durst quälte uns, aber es fehlten uns Messer oder sonstige Gegenstände, um die saftigen grünen Rüsse so kunstgerecht aufzumachen, daß die Milch nicht herausläuft.

„Wasser, gebt uns Wasser!“ bettelten die Verwundeten fortwährend. Von Bord der „Emden“ allein konnte noch Hilfe kommen, also ans Werk, um mit dem Schiff eine Verbindung herzustellen. Die drüben hofften wiederum, von der Insel aus Wasser zu erhalten. Zunächst kam von der „Emden“, an einem Handspate befestigt, eine dünne Leine durch die Brandung angezogen. Wir versuchten, die daran befestigte dicke Leine herüberzuholen. Damit sie sich nicht in den Korallenriffen verfangen könnte, wurden leere Bott-nenbüchsen als Schwimmkörper an ihr befestigt. Dadurch wurde wieder ihr Widerstand durch die Brandung verstärkt, und um ihn zu überwinden, reichten unsere Kräfte nicht aus. Wir holten und hielten, und ob unsere Hände zer-schneidet wurden, wir ließen nicht locker. Doch plötzlich riß die Leine, und es gelang nicht mehr, eine neue anzuschwebmen zu lassen.

Traurig lehnten wir uns an den Strand und betrachteten unser liebes Schiff. Raß und Kommandobrücke waren verschwunden, die Schornsteine abgeschossen, überall ein wüdes Durcheinander. Im Schiffsrumpf zahlreiche Leichen, aus denen das Wasser wieder herausströmte, wenn einmal eine Welle nicht so hoch ging wie die vorhergehende. Hier und dort quälte es noch, die Kanonen standen wohl drohend nach oben gerichtet, aber ihre Meißel fehlten, sie loren erkalte neben den Geschützen. Wer eigentlich unser Gegner gewesen war, wußten wir bis jetzt noch nicht. Bald sollten wir ihn aber kennen lernen. Ein englischer Kreuzer lag hinter der Insel vor, und gab Flaggenignal, das von der „Emden“ beantwortet wurde. Statt aber näher zu kommen und Boote auszusenden, fuhr der Engländer in weitem Bogen um uns herum. Was ich jetzt sah, ließ mir fast das Blut in den Adern erstarren. Er schoß eine ganze Breitseite auf das Brad ab, und noch bevor die Geschosse ihr Ziel erreicht hatten, folgte eine zweite Salve und bald darauf eine dritte. Ich war froh, daß ich nicht an Bord geblieben war. Von drüben sah ich viele Leute ins Wasser springen. Sie jagen den ehrlichen Seemannsstock dem Neuchelmsord vor. Eine heilige Wut packte mich, als ich auch noch Granaten zwischen meinen im Wasser schwimmenden Kameraden einschlagen sah. Erst nach etwa 30 Schuß wurde das Schießen eingestellt. Dann schidte der Feind ein Boot nach dem Brad ab und dampfte fort. Wer noch auf die „Emden“ zur-klettern konnte, tat es, der Rest verjudete, durch die Brandung zu schwimmen.

Einige von ihnen kamen durch und berähteten, wie es an Bord aussah. Daß unser Kommandant noch am Leben war, war uns ein Trost in unserem Leid. Jetzt erfuhren wir auch daß unser Gegner einer der beiden australischen Kreuzer gewesen war.

Daß es uns im Gefecht mit einem fast doppelt so großen, dazu gepanzerten Kreuzer nicht besser hatte ergehen können, war uns klar. Unserer Breitseite von fünf 10,5 Zentimeter-Geschützen stand eine Breitseite von acht Fünfhörnern gegenüber. Dazu gestattete eine weit überlegene Fahrgeschwindigkeit dem Gegner, selbst den Gefechtsabstand zu bestimmen. Am meisten ärgerte uns, daß er so gut davongetommen war; denn soweit wir hatten sehen können, fehlte ihm augen nichts.

Beim Dunkelwerden fanden sich alle Mann an einer Stelle zusammen, und nun begann von neuem das Fragen und Erzählen, bis der Schlaf uns überwältigte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns dort schon zu Arbeiten verteilten. Einige gingen nach Wasser forschend, der Rest suchte den Strand ab. Die ganze Ausbeute betrug zwei Dosen Pfefferkafes, und der durfte nicht gegessen werden, weil er den Durst noch verstärkte. Am meisten schmerzte es uns, daß wir den Verwundeten, unter denen sich auch unser Assistenzarzt Dr. Schwabe befand, keine Pflasterung bringen konnten; denn die Wasserlucher waren ohne jeglichen Erfolg zurückgeführt. Einige fingen Vögel und tranken deren Blut.

Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder, und nur, wer unter der Äquatorhitze geschmachtet hat, kann verstehen, was es heißt, dort ohne Wasser zu sein. Unser Assistenzarzt war bereits seinen Wunden und dem Durst erlegen. Da wir auf dem Boden keine grünen Rüsse mehr fanden, ließ nichts übrig, als auf die Bäume zu klettern, um ein paar Rüsse zu holen. Das war wirklich nicht leicht; denn die Bäume waren hoch, die Stämme hart und wir ohne jede schützende Kleidung.

Endlich sahen wir am Horizont Rauch, und unsere Hoffnung, daß die „Sidney“ kam, um uns zu retten, sollte sich bald erfüllen. Nachdem die Leute vom Brad der „Emden“ geholt worden waren, kamen wir Inulaner an die Reihe.

8. Der Uebermacht erlegen

Auf dem Oberdeck des Panzerkreuzers war mittels Sonnenfelsens ein Gefangenentramp elägerichtet worden, der von Posten streng bewacht wurde. Trotzdem konnten wir uns über die Behandlung nicht beklagen, und besonders den Verwundeten ließ man jegliche Pflege angeheihen. Natürlich gab es keinen anderen Gesprächsstoff als das Schicksal unserer „Emden“, und wir tauschten mit den zunächst an Bord verbliebenden Kameraden unsere Erlebnisse und Eindrücke aus.

Das Auffinden der „Emden“ hatte sich folgendermaßen abgepielt: Ein Truppentransport von 40 Dampfern war aus dem Bogen von Australen nach Colombo, drei Kriegsschiffe begleiteten ihn. Das Wachtschiff ting nun von der Funkstation auf der Kokosinsel die Meldung auf: „Fremdes Schiff im Hafen“. Die Entfernung betrug nur 80 Seemeilen, und die „Sidney“ erhielt den Befehl, dort nach dem Rechten zu sehen. Mit 30 Knoten Fahrt jagte sie davon. Unweit der Insel fand das Treiben statt. Auf 10 000 Meter hielten die ersten Schüsse. Die „Emden“ hatte sich bald eingeschossen, und ein Treffer in den Artilleriebeobachtungsstand auf der „Sidney“ hatte zur Folge gehabt, daß sie den Abstand wieder so weit vergrößerte, daß unsere Granaten sie nicht mehr erreichen konnten. Als sie sich außerhalb der Gefahrenzone glaubte, fiel es der „Sidney“ nicht mehr schwer, uns niederzukämpfen, und als noch unser Mast abgeschossen wurde, und wir, ihn hinter uns schleppend, nur noch wenig Fahrt machen konnten, entstand für sie das reinste Scheitern. Die Racheinader legte sie unsere Schornsteine nieder, schoß das Achterschiff in Brand, zerstörte die Munitionsförderwerke und löstete alle Leute vom Oberdeck. Als es uns trotzdem doch noch gelungen war, auf Torpedohöhe heran zu kommen, schlug unglücklicherweise eine Granate in den Torpedoraum und verbarb den ganzen Plan.

Etwa 20 Minuten nach Beginn des Gefechts kamen aus einer Ecke im Torpedoraum Stichflammen und danach Wasser. Ein langer schmaler Riß war in der Wand entstanden, der aber, so gut es ging, abgedichtet wurde. Innerhalb kam soviel Wasser in den Torpedoraum, daß die Mannschaft bald bis an die Knie im Wasser stand. Das Torpedopersonal erwartete jeden Augenblick den Befehl zum Feuern. Endlich wurde die Anzeigehelbe hell und das Signal war zu lesen: „Steuerbord Torpedo klar!“ Jeden Augenblick mußte das betretende „Los“ kommen, aber statt dessen gab es ein Klirren und Krachen. Helle Flammen drangen in den Raum ein, und Wassermengen stürzten nach. Völltrefte in der Wasserlinie. Aber auch die „Sidney“ hatte mit ihrem Torpedo kein Glück gehabt. Es ging vorbei, und sie zog vor, den Abstand von 5000 Meter wieder zu vergrößern. Unsere Geschichtskraft war gebrochen. Dem Kommandanten blieb daher nichts anderes übrig, als das Schiff auf Strand zu legen, um auf diese Art wenigstens den Rest der Besatzung zu retten.

Erst jetzt erfuhr ich, wie sich die letzten Stunden auf der „Emden“ abgepielt hatten. Die meisten Kameraden waren früher als ich an Oberdeck gekommen. Zwischen sie war der Kommandant getreten, blutbespritzt und von Rauch und Gas geschwärtzt. Aus Freude darüber, seinen Kommandanten noch lebend zu sehen, rief er einer „Hurra“. Doch der Kommandant winkte ab und ließ ein „Hurra“ auf den obersten Kriegesherrn ausbringen.

Daran nahm das Rettungswerk keinen Anfang. Allen voran wieder der Kommandant, mit Hand angelegt, wo es nottat. Aus den Bunkern, den brennenden Trümmern, von überall her wurden die Verletzten zusammengeholt. Viele sind schon unterwegs gestorben, andere mußten noch lange leiden. Zum Glück war der Stabsarzt unverletzt geblieben, nur fehlte ihm leider der wichtigste Stoff in der Krankenpflege, nämlich Wasser. Die Frischwasserbehälter waren durchbohrt, und von unten hatte nichts mehr herausgeholt werden können, weil die Räume schon vollgelaufen waren. Nur gerade die vom Feuer gefährdeten Räume, die Munitionskammern, waren trocken geblieben, weil das Vordschiff zu hoch aus dem Wasser ragte. Bis in die späte Nacht hinein wurde Wasser in Bügen von Außenbord genommen, um das Feuer zu löschen, das durch die zweite Beschießung oberhalb der Munitionskammer entstanden war.

Als am Nachmittag der englische Kreuzer wieder erschien, hatte man auf Rettung gehofft, aber er hatte nur einige Breitseiten abgegeben und war dann wieder davongefahren. Auf der „Emden“ hatte es dann wieder neue Verwundete gegeben, die unter größten Schwierigkeiten auf die Bat

geschafft werden mußten. Schließlich brach die Nacht herein. Aber an Schlafen war natürlich nicht viel zu denken. Die Eindrücke von dem Erlebten waren zu stark, und das Winseln und Jammern der Verwundeten zu fürchterlich.

Als der Morgen kam, wurden die Leiden der Leute an Bord nur noch schlimmer. Besonders plagte sie der Durst, und sie schlugen eine Rohrleitung nach der anderen auf, nur um einen Tropfen Wasser zu gewinnen, mochte es auch noch so rostig und fettig sein.

Gegen 11 Uhr kam die „Sidney“ angefahren, um die Besatzung gefangen zu nehmen. Raß war das Bündel gepackt und die Mannschaft in Booten untergebracht. Als das letzte Boot von der „Emden“ abzieht, war dort alles Brenn-bar über der Munitionskammer aufgezapelt, mit Öl besoffen und angezündet worden. Der Erfolg blieb aber aus. Aus irgendwelchen Gründen war das Feuer an der Zünd-schnur nicht an den Explosionsherd herangekommen.

Der Kommandant wurde in einem besonderen Boot abgeholt. Tieftraurig ging er noch eine letzte Rondo im Schiff.

Jetzt sollten wir auch erfahren, aus welchen Gründen die „Sidney“ uns erst so spät abgeholt hatte. Unser Kohlendampfer „Surrey“ war zu Beginn des Gefechts so nahe herangekommen, daß er alles gut beobachten konnte. Am uns das Schicksal zu erleichtern, hatte er der „Emden“ durch Funk-spruch ihre Einschläge gemeldet. Die „Sidney“ hatte das ebenfalls gemerkt, und kaum war unser Schiff auf Strand gesetzt, als sie sich an die Verfolgung des Kohlendampfers machte. Für den Dampfer gab es natürlich keine Rettung, und der führende Offizier ließ die Bodenentente weg-schlagen. Als das englische Brienkommando längsjeits kam, war das Schiff bereits halb voll Wasser.

Dann war die „Sidney“ nach der Funkstation gefahren, um unser Landungstorpis gefangen zu nehmen. Unser 1. Offizier, Kapitänleutnant v. Rude, war aber bereits mit einem Segler, der dort vor Anker lag, der „Aegha“, ent-widlen.

Zwei Tage lang hatten wir die zerlöcherne „Emden“ vor unseren Augen, dann dampfte die „Sidney“ mit uns ab. Lange noch sah ich dem Brad des Schiffes nach, auf dem ich mein bestes Kommando angetroffen hatte.

Das hintere Deck der „Sidney“ glich einem Lazarett. Mehrere Ärzte bemühten sich um die Verwundeten, aber bei einigen konnte alle ärztliche Kunst nichts mehr ausrichten. Sie starben und wurden im Laufe des folgenden Tages be-stattet. Wir traten im Achterschiff an, die Offiziere der „Sidney“ kamen auch hinzu, dann hielt der Pfarre eine englische Ansprache. Ein Wink vom Kommandanten des Panzerkreuzers, die Maschinen standen und die Leichen glitten ins Wasser. „Die letzte Post“, das schwermütige englische Ja-pienkreuzersignal beschloß die Feier.

Da der Betrieb auf der „Sidney“ so nicht weiter zu führen war, wurde der Hilfskreuzer „Empress of Russia“ her-beigeholt und ihm 80 von uns Gefangenen übergeben. Die Hälfte der Besatzung bestand aus Franzosen, und ich soll-ten wir den Unterschied kennen lernen zwischen der Behand-lung, die der Engländer und der, die die Franzosen ihren Gefangenen angeheihen ließen. Die waren mehr Bayonette an Deck, als Gefangene. So waren wir froh, als wir am 13. November in Colombo einliefen und dort auf Truppen-transportdampfer verteilt wurden.

Auf dem Dampfer hatten wir es recht gut, aber die Freude dauerte nicht lange. Nach kurzer Fahrt wurden wir dem englischen Kreuzer „Hampshire“ übergeben. Hier wurden wir weniger gut behandelt. Der Kommandant des Kreuzers war uns wenig gewogen, weil die „Emden“ ihm manchen Streich gespielt hatte. Am 6. Dezember ließ der Kreuzer die Insel Malta an, wo wir den Rest der Gefan-genenschaft verbringen sollten.

Das deutsche Buch

Wir stehen am Beginn der „Woche des deutschen Buches“. In dieser Zeit soll sich das deutsche Volk beknennen auf die Schätze des deutschen Geisteslebens. Die vergangenen Jahre brachten dem deutschen Büchermarkt eine Ueberflutung fremdländischer Literatur, noch mehr fast eine Ueberflutung mit artfremder Literatur, hinter der das deutsche Buch, die Geisteskräfte urdeutscher Dichter und Denker immer mehr zurücktraten. Heute sind die Schladen jener Zeit hinwegge-täumt, der Blick ist wieder frei geworden für das, was uns Deutschen am Herzen liegt. Und der deutsche Mensch greift wieder zu den Büchern, die Menschen seiner eigenen Nation und Rasse schrieben. Da steigen Schätze ans Tageslicht, die lange Zeit im Dunkel lagen. Langsam und allmählich erst gelangt es dem deutschen Volke, sich all das deutsche Kultur-gut zu eigen zu machen, das in unsereren Volke ruht, lang-sam erkennen wir, was das deutsche Buch überhaupt ist: Schrifttum, das aus deutschem Weien gewachsen ist. Der Spätherbst ist die rechte Zeit, um eine großzügige Werbung für das deutsche Buch zu veranstalten. Die Tage werden kür-zer, und die langen Abende sind wie geschaffen dazu, zu Büchern zu greifen. „Um des Lichts gefellge Flamme sam-meln sich die Hausbewohner“ — und gute Bücher helfen ihnen die Zeit der langen Abende nutzbringend auszufüllen. Die deutschen Dichter haben uns etwas zu sagen — sie sind lozulagen das Sprachrohr des ganzen Volkes. Sie bringen das in literarische Form, was in jedem einzelnen von uns an Wissen um deutsche Wesensart ruht. Deshalb werden auch immer die Dichter, die aus der Tiefe des deutschen Volkstums schöpfen, am besten verstanden werden. Die Klaf-filer kommen wieder zu Ehren. Die hohe Kultur der Sprache packt uns heute genau so wie sie einmal die Zeitgenossen unserer großen deutschen Dichter begeisterte, unsere Jugend schöpft heute wie einst aus ihnen hohe Ideale und den Stolz auf die Größe deutschen Geisteslebens. Aber gerade auch in das moderne Schrifttum wollen wir uns vertiefen. Deutsche Dichter, die jahrelang heroisch gegen eine Welt artfremden Einflusses ankämpften, haben mehr denn je Anspruch darauf, endlich vom ganzen Volke erkannt und ge-würdigt zu werden. Zu ihnen gehört mancher deutsche Hei-matdichter, der die Sprache seines Landes spricht, von Kind-heit an aufgewachsen unter deutschem Bauenrum, verbun-den mit deutschem Boden und deutscher Wesensart. Wir greifen zum deutschen Buch und wir fühlen es, daß gerade nach dem Erwachen der Nation sich das deutsche Schrifttum zu neuer Blüte entfaltet.

